

Begrüßung zum Tag der Informatik 2005

Meine Damen und Herren!

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung hüllt sich noch in Schweigen, aber sicher ist: Im Jahre 2006 wird die Informatik eine besondere Rolle spielen. Ob es nun das „Jahr der Informatik“ sein wird oder das „Jahr der digitalen Welten“, auf alle Fälle wird es ein Anlass sein, in 12 Monaten an dieser Stelle darauf in entsprechend würdiger und ausführlicher Form einzugehen. Erlauben Sie mir also, dass ich mich hier und heute kurz fasse.

Die seit dem Jahr 2000 bestehende Tradition, jeweils eine wissenschaftliche Disziplin aufzurufen und damit die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken, ist in diesem Jahr unterbrochen worden; die Informatik musste hinter Einstein und Schiller zurückstehen.

Vielleicht werden manche von uns bedauern, dass sie nicht als Dritte im Bunde auftreten können. Bei mir überwiegt die Erleichterung, denn natürlich hätte ich andernfalls in eben diesem Augenblick über unsere nationalen Geistesgrößen und ihr Verhältnis zur Informatik etwas sagen müssen. Nicht so einfach.

Einstein lässt sich von einem naturwissenschaftlichen Institut einer Universität nicht gut vereinnahmen. Er hielt nichts von Universitäten. Er hat seine Relativitätstheorie im April vor 100 Jahren an seinem Schreibtisch im Berner Patentamt vollendet. An einer Universität, so hat er später gesagt, hätte er das

nicht geschafft, da käme man nicht zum Arbeiten und schon gar nicht zum Denken.

Auch in den Jahren seines Ruhmes hat er sich von dem akademischen Betrieb der wissenschaftlichen Institutionen eher fern gehalten. Er kämpfte um keine Assistentenstellen, verzichtete auf eine weitere Sekretärin und wollte nicht einmal mehr Räume.

Wir können uns in unserer Runde umsehen: Ein zweiter Einstein ist offenbar nicht unter uns.

Vielleicht ist das auch ganz gut so. Denn Einstein war in einer Vorlesung offenbar nur schwer zu ertragen. Er fing in Berlin vor 400 neugierigen Zuhörern an und hörte mit einem halben Duzend Überfliegern auf. Für die akademische Masse war er unverständlich und langweilig, das liebe Studierende, bleibt Ihnen an unserem Institut gewiss erspart, ist ja kein Einstein dabei.

Bei Schiller hätte es eine Institutsdirektorin der Informatik noch schwerer. Sie fänden es vielleicht nicht einmal erheiternd, wenn ich ihnen einige Passagen aus der Glocke oder Wallensteins Monolog zur Erinnerung brächte.

Und doch hat Schiller durchaus seinen Platz neben Einstein. Auch er hat den Weltenraum vermessen und interpretiert, den Ideenhimmel Platos ebenso wie die ewigen, die klassischen Werte des Wahren, Guten, Schönen, das Sternenzelt eben, über dem - nach seiner Ode an die Freude - ein guter Vater wohnen muss.

Wie wohl Einstein und Schiller gegeneinander angetreten wären? Schiller äußert sich in einem Gedicht über „Die Größe der Welt“:

*Sterne sah ich bereits jugendlich auferstehn,
Tausendjährigen Gangs durchs Firmament zu gehen,*

(und später)

*Irrend suchte mein Blick umher,
Sah die Räume schon – sternenleer.*

An dieser Stelle unterbricht, versteht sich, Einstein. „Mein lieber Schiller, Sie haben meine Relativitätstheorie nicht verstanden. Weltenraum ohne Sterne, das geht einfach nicht. Entfernen Sie mit den Sternen die Materie des Alls, so verschwinden auch Raum und Zeit.“

Schon recht, hätte Schiller wohl geantwortet, aber über $E = m c^2$ war ich schon hinaus, nämlich

*Bis dahin, wo kein Hauch mehr weht,
Und der Markstein der Schöpfung steht.*

Wahrscheinlich hätten sich die beiden gut verstanden. Vielleicht hätten sie zusammen die Relativitätstheorie ein Stück weit ausgedehnt: Physik, Idee und Sprache sind nur in ihrer Relation zueinander möglich. Das sollte uns vor der zunehmenden Sprachlosigkeit der Naturwissenschaften warnen: Entfernt man die Sprache, dann verschwinden auch Idee und Physik, am Ende sogar die Informatik.

Das ist nicht nur heiter gemeint. Die Sprachlosigkeit gerade in unserem Wissenschaftsbereich nimmt zu. Bei so manchem Studenten keimt offenbar die Hoffnung, er könne sich in der Welt der Programmiersprachen und der

Symbole der - wie Hegel es nannte - „Anstrengung des Begriffs“ entziehen. Diese Hoffnung ist trügerisch. Ohne Begriff gibt es kein Begreifen, wer seine Leistung nicht sprachlich interpretieren und vermitteln kann, hat immer zu kurz gedacht.

Nur die Geschöpfe der künstlichen Intelligenz sind fein raus, sie werden auch ohne Sprache Fußballweltmeister.

Zurück zur Informatik als der Wissenschaftsdisziplin des nächsten Jahres.

Wie kommt man zu dieser Ehre? Unter welchem Gesichtspunkt werden in der Weite des Angebots ein Vogel, ein Baum, eine Blume oder gar eine Landschaft des Jahres ausgewählt?

Was haben, um am Ergebnis des laufenden Jahres die Probe aufs Exempel zu machen, Uhu, Rosskastanie, Knabekraut und Wüste gemein und was verbindet sie mit der Informatik?

Die Antwort liegt auf der Hand: Sie alle sind vom Aussterben bedroht.

Die Bedrohung der Informatik lesen wir zunächst am Stellenplan ab. Bis 2009 entfallen zwei weitere Professuren und neun Mitarbeiterstellen. Da tut es gut, wenn man zugleich auf Zuwachs verweisen kann, auch wenn dieser den Verlust im Stellenplan nicht ausgleichen kann:

Seit Juli 2004 ist mit Herrn Redlich die Professur für Systemarchitektur – in der Nachfolge von Prof. Polze - wieder besetzt. Betriebssysteme, Sicherheit, Mobilkommunikation – noch heute Vormittag werden wir mehr darüber erfahren.

Im August 2004 konnte das Institut in Zusammenarbeit mit dem DLR eine S-Professur für „Computer Vision“ mit Herrn Reulke besetzen.

Schließlich können wir heute zwei Nachwuchsgruppenleiter begrüßen: die Juniorprofessorin Frau Nicole Schweikardt für Logik und Datenbanktheorie und den Juniorprofessor Herrn Stephan Kreutzer für Logik und diskrete Systeme. Auch sie werden heute eine Kostprobe ihres Könnens geben.

Verlust und Freude zugleich, ist die Tatsache, dass unser erster Juniorprofessor, Herr Anusch Taraz (Juniorprofessor der Theoretischen Informatik), es geschafft hat, bereits innerhalb seiner ersten Dienstphase einen Ruf an die TU München zu erhalten, und zwar auf das Extraordinariat für Diskrete Mathematik.

Ein Wort über das Geld. Auch hier ist zu sehen, dass sich der Staat konsequent aus seiner finanziellen Verantwortung für die Hochschulen zurückzieht. Er bietet Verträge, die jedes Mal nur aus weiteren Kürzungen bestehen. Der einzige Gewinn ist die sogenannte Planungssicherheit für einen nächsten, immer zu kurzen Zeitraum. Aber wo die Substanz fehlt, lässt sich nicht planen. Das ist die einzige Sicherheit, die bleibt. Immerhin kann der Staat darauf verweisen, dass diesmal zwar nicht das BMBF, aber kein geringerer als die vereinten Nationen das Jahr 2005 als das Jahr der Kleinstkredite ausgerufen haben. Wenn das keine Pointe ist.

Gute Fakultäten und Institute, das ist die Moral, sorgen für ihre Ausstattung selbst. Sie werben um sog. Drittmittel und um sie darin zu bestärken, haben Staat und Gesellschaft die Kriterien für wissenschaftliche Anerkennung entsprechend marktorientiert korrigiert – je höher der Betrag der eingeworbenen Mittel, umso höher der Platz im universitären Ranking. Nun

bitte, unser Institut hat immer beträchtliche Drittmittel eingeworben und hat sie im vergangenen Jahr noch einmal gesteigert, jetzt liegen wir mit immerhin 1,6 Mio € erstmals über dem Bundesdurchschnitt.

Wo liegt also das Problem?

Es liegt im Ausgangspunkt selbst. Wissenschaftliches Renommee ist angezeigt, wenn es beispielsweise gelingt, der DFG einen Sonderforschungsbereich oder ein anderes zumindest teilfinanziertes Zentrum abzuringen. Aber die Förderung, die auf dem freien Markt zu haben ist, ist selber marktorientiert. Das ist bedenklich.

Die Universität darf nicht ein Entwicklungszentrum für neue Produkte sein. „Wissenschaft“ – so der Rektor der Münchner Universität – „ist nicht in erster Linie auf den unmittelbaren Anwendungsbezug gerichtet.

Wissenschaftler wollen und sollen Dinge erforschen, verstehen, erklären.“ Mit einem Wort, sie sollen vor allem auch Grundlagenforschung betreiben. Doch die geht bei Drittmittelinwerbungen meist leer aus und sie kommt auch in der staatlichen Forschungsförderung viel zu kurz. Denn diese Förderung wendet sich in immer stärkerem Maße von den Universitäten ab und bedenkt stattdessen die Forschungseinrichtungen außerhalb der Universitäten. Von den über 6 Milliarden Forschungsausgaben des Bundes kommen jährlich weniger als 1 Milliarde in den Hochschulen an. Kaum ein anderes Land hat eine ähnliche Trennung von universitärer und außeruniversitärer Forschung.

In der Möglichkeit, diese Trennung zu überwinden, liegt eine besondere Chance für Adlershof. Vernetzen wir also unsere Forschung mit den Bedürfnissen und Möglichkeiten unserer außeruniversitären Nachbarn und sehen mal zu, ob sich das nicht auch auszahlt.

Die zunehmende Diskrepanz zwischen Grundlagenforschung und Marktorientierung schlägt sich zwangsläufig auch im Studierverhalten nieder: Einer großen Zahl von Studienanfängern steht eine bemerkenswert kleine Zahl von Absolventen gegenüber. Nach den Gründen forschen wir noch. Einer aber liegt gewiss in der Tatsache, dass viele Studierende bereits mit Vordiplom einen Job finden. Das ist einerseits hocheifrig, bestätigt andererseits aber auch, wie konsequent wir auf die Bedürfnisse des Marktes reagieren, mit deutlichen Abstrichen an den Wissenschaftsbetrieb. Diese Entwicklung nimmt möglicherweise den Bachelorabschluss vorweg, wobei einmal mehr die Frage auftaucht, ob uns in diesem Bereich nicht in den Fachhochschulen starke Konkurrenz erwachsen wird.

Noch gibt es den Diplomstudiengang, aber seit Wintersemester 2004 haben wir auch schon Studenten in einem Bachelorstudiengang immatrikuliert. Wir werden also Erfahrungen sammeln.

Entlassen Sie mich nun aus meiner Berichtspflicht. Ich wünsche uns allen einen schönen Fortgang des Tages und des Studienjahres. Die Probleme, die auf uns zukommen, sollten wir gemeinsam zu lösen versuchen. Vor allem aber – das ist mein Wunsch - sollten wir alle dafür sorgen, dass dabei die Freude an der Arbeit nicht zu kurz kommt.

Und vergessen Sie nicht: Es sind nur noch 219 Tage bis zum Jahr der Informatik.